

wolle. Zwanzig Contos de Reis werden ehrlich zwischen uns geteilt, wenn ich Leute werben helfe, den jungen Nachbarort zu stürmen und die jetzige Verwaltung zu verjagen. Ich lehne höflich ab. Er meint, daß ich ein Kind sei und nichts von guten Geschäften verstehe.

Drei stark zerlumpte, hungrige Seeleute, die schon einige Zeit vor den Türen herumgelungert, werden von dem dicken Führer der Capangas freundlich fluchend angesprochen. Diese Seeleute hat der Nachtzug aus São Paulo ausgespien. Irgendwie in Santos sind sie arbeitslos oder betrunken aufgegriffen worden, mit anderen gebündelt von der Polizei in den Urwald, bis ans Ende der Eisenbahnlinie verfrachtet und dort, unter Verabreichung einer guten Tracht Prügel, ausgeladen worden. Sie sollen hier Kulturbahner werden, aber es wird ihnen ungemütlich dabei. Nun wollen sie barfuß tausend Kilometer zurück nach Santos. Der Weg ist weit, und viel Arges liegt am Weg. Der Capanga flüstert mit ihnen und lacht ein verschmitztes Lächeln, klopft dem einen auf den schmalen Bauch, daß er in die schlappen Knie zuckt, und kommt mit ihnen zurück. „Drei Dicke für diese Senhores!“ kommandiert er meinen Moço. „Und noch drei, flugs! Diese Herren haben Eile, auf die Pferde zu kommen.“ Die „Dicken“ schreibe ich auf das große Konto . . . zehn Milreis auf Konto sind zehn verlorene Milreis!

Die weißgekleideten jungen Mädchen, die drüben auf der flimmernden Landstraße lachend herankommen, wollen zur Hochzeit, zu irgendeiner hier so schnell geschmiedeten Hochzeit. Sicher haben wieder zwei hinterm Busch gestanden. Harmlos vielleicht. Ein flüchtiger Kuß. Aber der böse Nachbar hat sie zum Delegado geschleppt und zur schnellen Zwangstrauung. Schutz der Sittlichkeit oder Bevölkerungszwang?

Nun erkenne ich meinen Irrtum. Die jungen Mädchen tragen eine Holzkiste, schnell, mit schreiend buntem Papier umwickelt. Ich soll sie fotografieren. Die Mädchen sind nicht schön, und ich

weigere mich. Aber sie lachen und schlagen den Deckel auf, und es liegt ein totes Kind in der Kiste, das zum Friedhof soll. Die Eltern sind nicht mit.

Mein Ladenjunge hat Unglück gehabt. Zwar eigentlich ist er mit dreißig Jahren kein Junge mehr, aber hier ist er eben mein Ladenjunge; jeder Caboclo ruft ihn „Moço“. Mein „Moço“ ist von berühmtem Uradel. Er erzählt selbst, wie die Bauern und Kaufleute im Mittelalter bei Nennung seines Namens fromm drei Kreuze geschlagen und Schutzlieder gesungen. Ist dies die ungerechte Rache des Himmels, der den Urenkel büßen läßt für die bösen Schandtaten der Urahnen?

Als er nach Brasilien kam, da konnte er noch ein auch für hiesige Verhältnisse großes Gut erwerben. Es waren fast 200 Hektar. Zwar war er mit dem Land etwas hereingefallen. „Ich habe mit voller Absicht mageren Boden gewählt“, bekannte er mir, „denn ich wollte Baumwolle bauen, und Baumwolle will keinen reichen Boden.“ Aber die Baumwolle kippte. Die Würmer fraßen die Wurzel ab. Längst hatten ihn seine Leute verlassen, da er ihnen keinen Lohn mehr auszahlen konnte. „Reis und Bohnen Tag für Tag, das kann sich der Herr wohl selbst zumuten, aber nie den Angestellten“, meinte er weise und fügte sich in seine Einsamkeit, die eine reine Verbannung war und eine Sklaverei. Er fällte den mächtigen Urwald mit der Ergebenheit eines Galeerensträflings und dem strengen Glauben und der starken Hoffnung eines schwärmenden Fanatikers. Aber es war umsonst. Der Boden gab Steine her und Sand, viel Sand und Steine, aber keine Frucht. So kam er zu mir als mein Ladenjunge. —

Das Ringen um den Nickel. Nie sah ich früher irgendwo diesen Kampf in jeder Form so eindeutig. Ein altes Weib hat schwere Mammäofrüchte im Korb. Eine reiche Fülle. „Zweiunddreißig Jahre Brasilien habe ich“, schreit sie, „und ein stinkiges Schwein will ich werden auf dem Fleck, wenn hier nicht